Jünger in Rehburg

Nur einen einzigen ihrer Einwohner hat die Stadt Rehburg jemals zum Ehrenbürger ernannt: Den Schriftsteller Ernst Jünger. Dessen Rehburger Episode war kurz, in späteren Jahren gelangte er aber zu Weltruhm und war ohne Zweifel eine vielschichtige, auch eine umstrittene Persönlichkeit.
Einige Episoden aus dem Leben Ernst Jüngers in Rehburg stellen wir Ihnen in unseren Stadtgeschichte(n) in loser Folge vor.
In diesem dritten Teil unserer Serie gehen wir auf das das Verhältnis Ernst Jüngers zur Stadt Rehburg ein.

Einerseits fasziniert, andererseits Nase rümpfend – so haben die Geschwister Ernst und Friedrich Georg Jünger auf ihr Umfeld geblickt, nachdem sie 1907 aus der Großstadt Hannover in das Städtchen Rehburg gezogen waren.
In der herrschaftlichen Villa im Süden Rehburgs, die auch Jagdhaus genannt wurde, lebte die Familie weitestgehend zurückgezogen. Der Vater war zu Geld gekommen, hatte es nicht mehr nötig zu arbeiten und widmete sich seinen Leidenschaften, zu denen Bücher und das Schachspiel gehörten. Ungewöhnliche Beschäftigungen in dieser Stadt, die doch nicht mehr als ein Dorf war, wie Ernst Jünger es in seinem Buch „Das abenteuerliche Herz“ beschreibt.
„Stadt Rehburg war kaum mehr als ein entlegenes Heidedorf. Dort gab es noch Häuser ohne Schornstein, bei denen der Rauch durch die Dielentür nach draußen zog. Es roch nach Torf, nach Kühen, nach den Schinken und Speckseiten, die über der Tenne hingen, nach dem moorigen Bach, der das Wasser des Steinhuder Meeres zur Weser hinabführte.“
Ließ sich diese Beschreibung noch als romantisierend angesichts der ländlichen Idylle charakterisieren, schlug Jünger Jahrzehnte später weniger schmeichelhafte Töne an. In einem 1966 an Rehburgs Bürgermeister Werner Hübner verfassten Brief spricht er lediglich davon, dass die Stadt Rehburg zu seiner Zeit doch wenig mehr als ein Kuhbauerndorf gewesen sei.
Auch Ernst jüngerer Bruder Georg Friedrich scheute sich nicht, in seinem Erinnerungsbuch „Grüne Zweige“ den Ton gutmütiger Herablassung gegenüber Dorfbewohnern und insbesondere seinen Mitschüler anzuschlagen:
„Meine Mitschüler waren zum größten Teil Bauernjungen, die wie ich mit dem Zug in die Stadt fuhren. An ihnen fiel mir zunächst ein altsächsischer Zug auf, der allen gemeinsam war. Er zeigte sich schon in der Kleidung. Die Erzeugnisse der Konfektion hatten das Land noch nicht überschwemmt, die Anzüge wurden noch von den Dorfschneidern hergestellt, und wichtig war an ihnen vor allem die Dauerhaftigkeit.
Diese Anzüge waren also derb, grob und geschmacklos, hatten aber etwas Würdiges, Gravitätisches, weil sie ganz nach dem Muster, das für die Erwachsenen galt, zugeschnitten wurden. Auch die kleinsten Schüler trugen steife Kragen und eine steife, schwarze Halsbinde, welche die Form eines Schmetterlings hatte. Der Stoff, aus dem die Hosen waren, war aus dunklem Tuch oder aus dem unverwüstlichen Manchester. Dieser Stoff war mir widrig, weil ihm ein Geruch anhaftet, der nicht aus ihm weicht und bei Regen besonders stark ist. Doch kam der strenge Geruch meiner Schulgefährten nicht nur aus ihren Kleidern. Mit ihnen drang zugleich ein Schwall von jenem beizenden Torfrauch herein, der beim Heizen und beim Räuchern von Fleisch aufsteigt.“

Auch das Plattdeutsche belustigte die Brüder Jünger. So greift Ernst greift die Mundart der Menschen seiner Nachbarschaft auf:
„In unserem alten Rehburg pflegten sich die Leute über einen Mann zu belustigen, der, um Kohl zu verkaufen, aus dem benachbarten Mardorf kam. Er ging durch die Gassen und rief mit lauter Stimme „Kaul! Kaul!“ Das Erheiternde lag natürlich darin, dass die Rehburger wussten, dass es nicht „Kaul“ heißt, sondern „Kohul“. Das setzte dann Händel ab. Wenn wir Jungen nach Mardorf kamen, drohten uns Schläge dafür. Da hatten wir gleich eine Illustration zum babylonischen Turm.“
Nichts war den Jungen heilig, vor nichts machte ihre Herablassung Halt, wenn sie, die Stadtkinder, an ihre Kindheit auf dem Land zurückdachten. Amüsiert haben sie sich nicht zuletzt über die Menschen, mit denen sie doch zusammenlebten. Friedrich Georg schreibt von jenen, denen er im Kurort Bad Rehburg begegnete. Von den komischen Zügen, die er in dem „nach Verständnis ringenden Gesicht des schwerhörigen Apothekers“ sieht. Er macht sich über den Amtsernst des feisten Gendarmen, die Magerkeit des Schusters und das rote, gewaltige Gesicht des Bierkutschers, „das immer etwas Keuchendes, nach Luft schnappendes hatte, wenn es vor mir auftauchte“ lustig.
Keine der wenig schmeichelhaften Beschreibungen hielt die kleine Stadtgemeinschaft davon ab, Ernst Jünger die Ehrenbürgerschaft anzutragen. Ein berühmter Sohn der Stadt – das wollten sie würdigen, sich gerne ein wenig in seinem Ruhm sonnen. Und war es denn nicht so, dass in den Köpfen der alten Rehburger ein ganz anderes Bild von den Lausebengeln geblieben war?
„Allgemein beliebt“ ist die Ansicht über Ernst Jünger, die sich gehalten hat. Verbunden mit den Erzählungen davon, dass der Teenager die Bauernjungen das Fahrradfahren lehrte. Er war doch der erste im Dorf, der solch ein Zweirad besaß. Andere erzählten von seinem niemals stillstehenden Mundwerk, mit dem er Stunde um Stunde neben dem Pflug herlief. Und auch der jüngste der Jünger-Brüder, der kleine Wolfgang, muss Freunde im Dorf gehabt haben. Freunde, mit denen er es zu einer Eintragung im Protokollbuch der Freiwilligen Feuerwehr Rehburg mit Datum 6. November 1913 brachte:
„Gestern, 3 Uhr nachmittags, wurde die Wehr alarmiert. Es brannte das Kutscherwohnhaus des Dr. phil. Jünger Nr. 237 hier. Das Feuer ist durch den etwa fünfjährigen Sohn des Dr. phil. Jünger, Franz Wolfgang, der mit Streichhölzern gespielt hat, entstanden. Außer der hiesigen Wehr, die mit zwei Spritzen zur Brandstelle geeilt war, war auch die Freiwillige Feuerwehr Winzlar zur Löschung des Brandes erschienen.“
Kam laut Feuerwehr der Ruhm für den Brand ganz und gar Wolfgang Jünger zu, so las es sich in den Erinnerungen Friedrich Georgs anders. Er schob die Schuld an dem Brand Kindern aus der Nachbarschaft zu. Sie hätten mit seinem Bruder im Stroh gespielt und den Dachboden des Nachbarhauses in Brand gesteckt.

Ein anderer Brand, einer, der nicht auf das Konto der Familie Jünger ging, deren Ältesten Ernst aber dennoch inspirierte, ist hier noch angefügt: Das Feuer auf Rehburgs Mühlenberg von 1905, das ein schaurig schönes Schauspiel gewesen sein soll:

Ein schaurig schönes Schauspiel

Welcher Junge im Teenager-Alter würde nicht ausgiebige Streifzüge unternehmen, wenn in seiner Nachbarschaft die rußgeschwärzten Überreste einer einst stattlichen Windmühle stehen? Als Ernst Jünger 1908 bei seiner Familie in Rehburg einzog, stand solch eine Ruine nur wenige Schritte vom Elternhaus entfernt. Heute trägt der schmale Weg dorthin den Namen Ernst-Jünger-Weg.

13 Jahre alt war Ernst damals und gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Friedrich Georg von Stund an auf Entdeckungsreise durch die Natur. Wälder und verlassene Stollen, die Schwimmenden Wiesen und der Meerbach – nichts entging ihrer Abenteuerlust und manches davon hat später Eingang in ihre Bücher gefunden. Gut vorstellbar, dass Ernst Jünger beim Schreiben seines Buches „Die Zwille“ den Rehburger Mühlenberg vor Augen hatte: *„Mühlberge werden kahl gehalten, doch nach dem Brande hatten sich Jungeichen und Kiefern angesamt. Rund um die Ruine hatte sich eine Lichtung erhalten – die Mauer war ringförmig; sie hatte der hölzernen Mühle als Sockel gedient. Der Vater erzählte oft von dem Brande, der gleich dem Ausbruch eines feuerspeienden Berges weithin geschreckt hatte. Es war windstill gewesen; trotzdem hatten die brennenden Flügel sich gedreht. … Dort oben war es noch friedlicher als auf der Wiese und in den Ställen, kein Laut war in der warmen Luft zu hören – es war ganz stille, uralte Zeit.“*

Jünger lässt seine poetische Saite erklingen – das Friedliche dort oben auf dem Mühlenberg und auch den Brand, der „weithin schreckte“. Die Mühlen in seiner Nachbarschaft, die drei Jahre vor seinem Zuzug nach Rehburg einem solchen Feuer erlag, mag ihn inspiriert haben. Nicht gar so poetisch ist das, was im Stolzenauer Wochenblatt vom 4. Juli 1905 über die Rehburger Gewitternacht zu lesen ist:
„Stadt Rehburg, 2. Juli. Furchtbares Unwetter.
Sonnabend zogen sich gegen Abend schwere Gewitterwolken über jenem Ort zusammen, gegen 11 Uhr entluden sich diese zu einem furchtbaren Gewitter. Dunkel wurde es fast gar nicht, den Blitzen folgten gleichzeitig die krachenden Donnerschläge. Die Straßen wurden allmählich zu Wasserbächen. Um 11.30 Uhr schlug der Blitz im Wohnhaus des Bürgers Chr. Mackeben und zündete. Mit letzter Mühe wurden bei dem Unwetter das Vieh und Mobiliar gerettet. Das Haus brannte fast ganz nieder. Eine Viertelstunde später schlug der Blitz in das Bahnhofsgebäude. Hier durchschlug er mehrere Zimmer ohne zu zünden. Die Bewohner kamen mit dem Schrecken davon. Zu gleicher Zeit traf ein kalter Schlag eine Scheune an der Heerhorst. Das furchtbarste Schauspiel bot sich aber der von Schrecken ergriffenen Bevölkerung dar, als gegen 12 Uhr der Blitz in die Mühle des Herrn Behre schlug und sofort zündete. Wegen Wassermangel war hier keine Rettung möglich. Ein schaurig schönes Schauspiel war es, das Rehburg seines schönsten Schmuckes beraubte. Bis ans Meer waren die Wiesen von dem gewaltigen Funkenregen erleuchtet. Lange Zeit hielt der stolze Fachwerkbau stand, bis er endlich, eine gewaltige Lohe aufwirbelnd, krachend zusammenstürzte. Gegen 2 Uhr konnten endlich Rehburgs Bewohner aufatmen. Selbst die ältesten Bewohner konnten sich nicht erinnern, dass sie je ein solches Unwetter erlebt haben.“
Jahrzehnte lang standen die Überreste der Mühlenruine nahezu unberührt auf dem Mühlenberg, ringsum eroberte die Natur sich ihren Raum zurück und der kahle Mühlenberg wurde zu einem bewaldeten Fleckchen.

Seinen Ruf als „schönster Fleck Rehburgs“ verlor er dennoch nicht. 1933 schrieb die Tageszeitung „Die Harke“ im Nachgang zu den Rehburger Feierlichkeiten zum 1. Mai:
„Der Tag der nationalen Arbeit wurde für unseren Ort zu einem Tage festlichen Gepräges. Den Höhepunkt bildete, von der Rundfunkübertragung abgesehen, die Weihung einer einzigartig gewachsenen „Hitler-Eiche“ auf dem Mühlenberge, dem schönsten Fleck Erde Rehburgs. Sie und ein behauener Findling unter dem stattlichen Baume sollen die Erinnerung an den großen Volkskanzler festhalten.“
Die „einzigartig gewachsene Eiche“, die damals als „Hitler-Eiche“ missbraucht wurde, wird bereits zu Ernst Jüngers Zeiten wenige Meter neben der Mühlenruine gestanden haben - und steht noch heute mit weit ausladenden Ästen dort. Die Ruine ist unterdessen mehr als 100 Jahre nach dem Brand nicht mehr von Ruß geschwärzt.
1980 restaurierte der Bürger- und Heimatverein sie und stellte auch einen Gedenkstein auf. Darauf ist zu lesen, dass sie 1821 als Nachfolger einer Wassermühle gebaut wurde, die einst am Steinhuder Meerbach stand.

Aufschluss darüber, wie die Reste der Mühle vor dieser Restaurierung aussahen, gibt lediglich noch eine Postkarte aus den 1960er Jahren.

Oktober 2021
Text und Fotos: ade

https://www.rehburg-loccum.de

Artikel versenden

Druckversion